

Jahr des Bestehens des Museum an. Es enthielt die Hauspublikationen – in den Jahren des Nationalsozialismus sprechende Leere. Verwandtschaften und Gegensätze – wegen der begrenzten Anzahl der Plakate wird dieses Beziehungsgeflecht zum Wesensmerkmal der Betrachtung. Systematisiert im Buch durch die länderweise Abfolge, frei verteilt in der Ausstellung nach dem Prinzip des Wiederentdeckens und der Erinnerung, läßt (ließ) sich das Spektrum des Plakatschaffens im Europa der ersten zwei Jahrzehnte, wiewohl ausschnitthaft, doch facettenreich studieren. Ausstellung wie Katalog legen dafür solide Fundamente. Und *Blickpunkt 1926* richtet den Blick auf die Zugehörigkeit des Plakats zur angewandten Kunst, was in vielen Sammlungen lange Zeit wenig kenntlich gemacht wurde und noch wird. Daß zu diesem Anlaß nicht eine konstruierte Sonderausstellung, sondern eine rückblickende Sammlungspräsentation gewählt wurde, stimmt den Freund der Einrichtung »Museum« nachdenklich und hoffnungsfroh. Es sind eben doch die Sammlungen, die Geschichte schreiben, auch

wenn heute die Events im Vordergrund zu stehen scheinen. Abschließend lohnt der Verweis auf das Gestaltungskonzept des Katalogbuchs. Gerwin Schmidt, bei Gunter Rambow darin geschult, Klarheit zu erzeugen, hat nicht nur ein angemessen großes Format typographisch lebendig ausgestaltet – wobei verschiedene Satzspaltenbreiten dem proportional zur Originalgröße gewählten Abbildungsformat der Plakate folgen, sondern er hat sich für die doppelseitige Abbildung ausgewählter Blätter am Ende jeden Kapitels entschieden. Für diese Darstellung über den Bund spricht, daß sie den Benutzer des Buchs authentisch an die Art und Weise erinnert, in der große Plakate bis heute in den Planschränken einschlägiger Sammlungen aufbewahrt werden: gefalzt und entsprechend im wahrsten Sinne des Wortes zu entdecken. Ihre durchweg gelbliche, dünne Papierqualität wird ebenfalls vom Buch anschaulich gemacht. Der dabei entstehende Verlust in der Farbgebung – zumal bei vielen, ohnehin im Vierfarbsatz nicht zu erreichenden Rottönen – tritt dagegen zurück.

Stefan Soltek

Das Salemer Münster. Befunddokumentation und Bestands-sicherung an Fassaden und Dachwerk

Kolloquium am 29. November 2002, Schloß Salem, Neues Museum

Am 29. November 2002 fand in Schloß Salem zum Ende der langjährigen Dokumentations- und Restaurierungsarbeiten am Salemer Münster ein Kolloquium statt. Eine Fülle an Informationen über Vorgehensweise und Ergebnisse wurde in einem dort vorgestellten Resultatband der Öffentlichkeit zugänglich gemacht (*Das Salemer Münster. Befunddokumentation und Bestandssicherung an Fassaden und Dachwerk* [Arbeitsheft 11 des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg, zusammengestellt von G. Eckstein und A. Stiene]. Stuttgart, Theiss 2002. 421 S. mit

zahlr. Abb. u. Tafeln). Das Salemer Münster, Kirche des ehem. Zisterzienserklosters und seit der Säkularisation im Privatbesitz der Markgrafen von Baden, zählt zu den bedeutendsten Zeugnissen gotischer Baukunst im südwestdeutschen Raum. Es verfügt über eine spätbarock-frühklassizistische Innenausstattung von höchster Qualität. Dementsprechend groß ist das öffentliche und wissenschaftliche Interesse an der Erhaltung und Pflege des kostbaren Kulturdenkmales. Auslöser für die jüngsten Restaurierungsmaßnahmen waren witterungsbedingte massive

Schäden an Dach- und Mauerwerk, die sich seit den späten 1980er Jahren in nicht mehr zu ignorierender Weise bemerkbar machten. Teile des Gebäudes mußten weiträumig abgesperrt werden, und unwiederbringlicher Substanzverlust drohte an vielen Stellen. Als vordringlich erwies sich eine Sanierung der Dächer und der Natursteinfassaden, die seit der aufwendigen und umfassenden Restaurierung gegen Ende des 19. Jh.s unter Franz Baer keine tiefgreifenden Eingriffe mehr über sich hatten ergehen lassen müssen. Dabei entschieden sich Eigentümer und Landesdenkmalamt aus verschiedenen Gründen für einen extrem schonenden und gewissenhaften Umgang mit der Originalsubstanz. Schon angesichts begrenzter finanzieller Mittel verbot sich das Auswechseln beschädigter Steinsubstanz in größerem Umfang. Dies kam dem Prinzip der Denkmalpflege entgegen, historische Substanz nicht leichtfertig aufzugeben, sondern so lang als mit vertretbarem Aufwand möglich zu erhalten: Immer wieder war es auf diese Weise in der Vergangenheit gelungen, Zeit zu gewinnen und gefährdete Objekte längerfristig, unter Einsatz neu entwickelter Techniken, doch noch zu retten.

Bei diesem Konzept konnte auch das deutsch-französische, vom BMBF und vom französischen CNRS geförderte Forschungsprojekt »Conservation commune d'un patrimoine commun – Gemeinsames Erbe gemeinsam erhalten« zum Tragen kommen (Ansprechpartner: Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Referat Restaurierung, Otto Wölbert oder Materialprüfungsanstalt Stuttgart, Dr. Gabriele Grassegger). Es befaßte sich mit dem Verwitterungsverhalten des Molasse-Sandsteins exemplarisch am Salemer Münster, am Meißner Dom, an der Kathedrale von Tours und an St. Theobald im elsässischen Thann. Als maßgebliches Resultat ist festzuhalten, daß die größte Gefährdung der sehr sensiblen materiellen Substanz von auf den Stein einwirkender Feuchtigkeit ausgeht. Belastend wirken in Salem sowohl das Bodenseeklima

mit seiner das ganze Jahr über sehr hohen Luftfeuchtigkeit wie auch vom Fundament her ins Mauerwerk aufsteigende Feuchte. Die hieraus sich ergebenden Lösungsansätze bestehen zunächst in einer Verringerung der mit den Steinoberflächen in Kontakt tretenden Wassermengen durch verschiedene Maßnahmen, angefangen von der Wahl geeigneter Mörtel bis hin zu einem durchdachten und funktionsfähigen Wasserablaufsystem.

Darüber hinaus wäre dem Problem der aufsteigenden Feuchte auf die Dauer nur durch eine Absenkung des Grundwasserspiegels, der stellenweise ständig die Fundamentsohle des Münsters erreicht, wirksam Abhilfe zu schaffen. Ob allerdings in absehbarer Zeit die hierfür notwendigen kostspieligen Maßnahmen in Angriff genommen werden können, erscheint angesichts der momentanen finanziellen Gegebenheiten mehr als fraglich.

Was die aktuelle Sanierung angeht, so ermöglichten die im Rahmen des deutsch-französischen Forschungsprojektes gewonnenen Erkenntnisse die Herstellung spezieller, auf die Salemer Verhältnisse abgestimmter Mörtel, Festiger sowie Kitt- und Füllmassen. Ihr in diesem Umfang bisher wohl einmaliger Einsatz ermöglichte es, Quader, Maßwerke und Gesimse weitgehend original zu belassen. Inwieweit sich diese Maßnahmen als dauerhaft und haltbar erweisen, wird natürlich einen starken Einfluß auf die ökonomische wie denkmalpflegerische Bilanz des Unterfangens haben. Dementsprechend dürfte das langfristige Ergebnis der Bemühungen durch den Personenkreis, der für andere, unter vergleichbaren Bedingungen alternde Bauwerke Verantwortung trägt, allorts aufmerksam verfolgt werden.

Nachdem der außergewöhnlich hohe Anteil originaler Substanz an Dachwerk und Ziegeln des Salemer Münsters schon seit längerem erkannt war – vgl. dazu U. Knapp: Dachziegel – (k)ein Fall für die Kunstgeschichte? Die »goldenen Dächer« von Salem und Konstanz. In: *Kunstchronik* 1996, S. 513-526 –, war ein

pflegerischer Umgang auch mit diesem Material selbstverständliches Gebot. So wurden die Dachziegel eingehenden Untersuchungen durch die Forschungs- und Materialprüfungsanstalt Baden-Württemberg an der Universität Stuttgart unterzogen. Sie ermöglichten es, die für eine Wiederverwendung ungeeigneten Stücke auszusondern und ins Archäologische Landesmuseum in Rastatt zu verbringen. Die übriggebliebenen historischen Dachziegel wurden allesamt im Bereich von Chor und Querhäusern, teilweise gemischt mit neuen Ziegeln, nach der Sanierung des Dachstuhls neu eingedeckt. Das Langhausdach hingegen ist im wesentlichen mit neuem Material versehen worden. Dafür birgt es auf dem Dachboden noch einen kleinen Bestand an alten Ziegeln für eventuelle Reparaturarbeiten.

Ähnlich behutsam war das Vorgehen bei der Reparatur des Dachstuhles selbst. Eine seiner Besonderheiten liegt in der originellen, elastischen Konstruktion, die neben dem Lattenwerk auf eine weitere horizontale Aussteifung verzichtet. Glücklicherweise hat man diesbezüglich von der ursprünglich ernsthaft ins Auge gefaßten Anpassung des Dachwerks an geltende DIN-Normen Abstand genommen und es bei der Lösung belassen, welche sich seit nun immerhin rund siebenhundert Jahren bewährt.

Das Kolloquium gab den beteiligten Forschungsgruppen, Instituten und Einzelpersonen Gelegenheit, ihre Arbeit vorzustellen und ihre Sicht auf die Unternehmungen zu vermitteln. Den Anfang machte Prinz Bernhard von Baden, der im Namen der Eigentümerfamilie an die Verpflichtung des Gemeinwesens zum Erhalt wertvoller Kulturgüter auch in Zeiten knapper Kassenlage erinnerte. Dieter Planck, der Präsident des Landesdenkmalamtes, unterstrich die überregionale Bedeutung des Monumentes, gab einen ersten Überblick über die geleisteten Arbeiten und präsentierte den Resultatband. Günter Eckstein vom Referat Photogrammetrie des

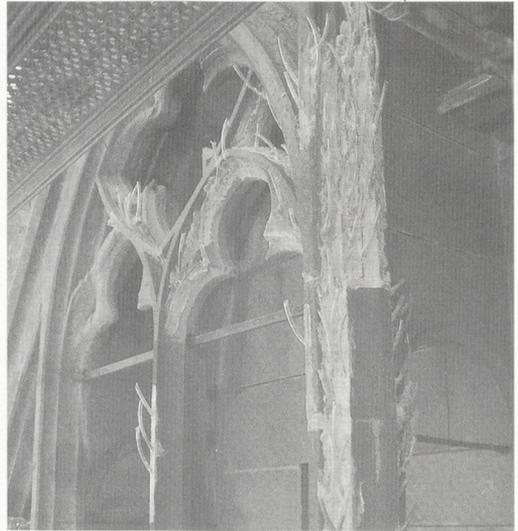


Abb. 1 Salem, Münster, Maßwerkgiebel des Nordquerhauses. Zustand während einer Mörtelinjektion (Arbeitsheft 2002, S. 139)

Landesdenkmalamtes, der Organisator des Kolloquiums, stellte die von ihm selbst maßgeblich mitgestaltete neue Publikation im Detail vor. Volker Caesar, der während der langjährigen Restaurierungskampagne die Nachfolge Jürgen Michlers als zuständiger Konservator angetreten hatte, erläuterte den Verlauf der Arbeiten und das zugrundeliegende denkmalpflegerische Konzept. Dabei stand, wie eingangs ausführlich dargestellt wurde, im Vordergrund der Erhalt eines Maximums an historischer Substanz, gepaart mit gründlicher Bauforschung und Dokumentation. Die Früchte dieser mühevollen Arbeit vieler Beteiligter bringt das neue Arbeitsheft in Gestalt zahlreicher Pläne, Bauaufnahmen und Diagramme zur Anschauung.

Gabriele Grassegger stellte die oben skizzierten Resultate des deutsch-französischen Forschungsprojektes vor, und Otto Wölbart, Steinrestaurator am Landesdenkmalamt, berichtete über die anhand dieser Erkenntnisse entwickelten Konservierungsmaßnahmen für die Natursteinfassaden des Münsters. Hier sei

nochmals der große Aufwand hervorgehoben, welcher unternommen wurde, um das erhaltene Steinmaterial möglichst weitgehend belassen zu können. So war es mit Hilfe modernster Techniken wie großflächigen Injektionen (Abb. 1), Klebungen, Kittungen und Vernadelungen möglich, die Anzahl an Auswechslungen auf ein Minimum zu beschränken. Letztlich wurden beispielsweise am Ostchor lediglich zwei Teilstücke der Giebelspitze ausgewechselt, am Nordquerhaus eine einzige Maßwerkrippe.

Gerade die Salemer Fenstermaßwerke sind es natürlich, denen die Kunstgeschichte ein besonderes Interesse entgegenbringt. Sie nehmen im Südwesten Deutschlands und weit darüber hinaus eine Schlüsselstellung ein in der Formengeschichte dieses Architekturmotivs (vgl. dazu demnächst die Monographie von Ulrich Knapp). Entsprechend ausführlich ging Richard Strobel in seinem Beitrag auf die Maßwerkformen der gotischen Bauteile ein und zog wichtige Schlußfolgerungen aus den durch die Untersuchungen vor Ort gewonnenen Einsichten zum Erhaltungsgrad und zur Originalität der Maßwerke. So ist beispielsweise fraglich, ob das berühmte Harfenmaßwerk im Giebel über der nördlichen Querhausfassade bereits im Mittelalter in ähnlicher Form bestanden hat. Nachweisen lassen sich – teils in Resten, teils auf alten, im Resultatband reproduzierten Abbildungen – lediglich die spitzbogigen, genasten Abschlüsse der gestaffelten Lanzetten (Abb. 2). Immerhin hat die Rekonstruktion der in Form von freistehendem Stabwerk ausgeführten Bahnengliederung angesichts der offensichtlichen Zweischaligkeit der Giebelwand und der wohl zu Recht immer wieder als Vorbild angeführten Straßburger Westfassade noch einiges an Wahrscheinlichkeit für sich. Die bei der Wiederherstellung der Harfenbespannung im späten 19. Jh. eingefügten Maßwerkbrücken – ein zu der Entstehungszeit um 1300 selbst in England (erste Ansätze dazu bei Michael von Canterbury oder in Bristol, St. Augustin) noch

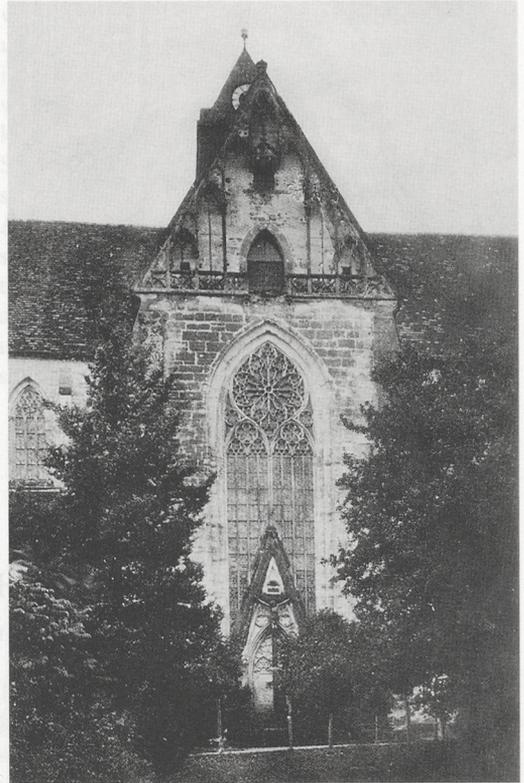


Abb. 2 Salem, Münster, Nordquerhaus, Aufnahme vor Rekonstruktion der sog. Giebelharfe 1885 (Arbeitsheft 2002, S. 147)

kaum gebräuchliches Motiv – lassen sich aus dem vor diesem Eingriff Vorhandenen aber genauso wenig rekonstruieren wie aus den überkommenen mittelalterlichen Relikten. Augenscheinlich hat sich der Restaurator hier von der über einhundert Jahre jüngeren Westfassade inspirieren lassen, bei der solche Maßwerkbrücken die nunmehr eingetieften Blendlanzetten des Giebels schmücken.

Ein weiteres wichtiges Resultat stellt in diesem Zusammenhang die genaue Dokumentation der am Maßwerk feststellbaren Profilierungen dar, die in sauber gezeichneten Plänen mittels unterschiedlicher Farbgebung repräsentiert sind. Gerade die differenzierte Anwendung der eleganten Profilschnitte macht die ge-

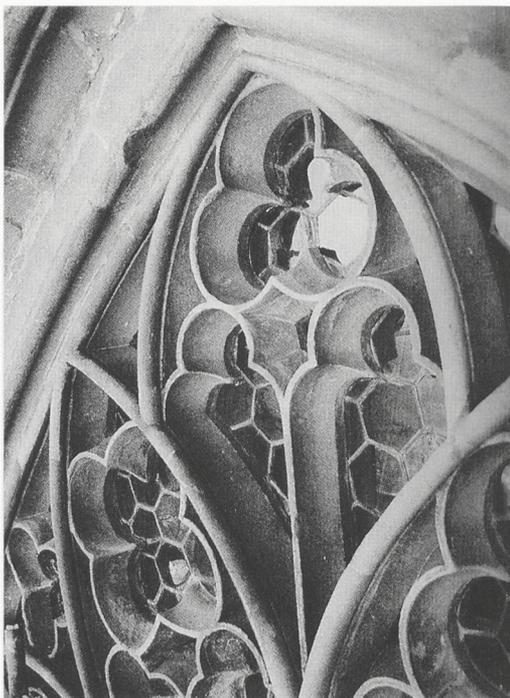


Abb. 3 Salem, Münster, Maßwerkdetail am Nordfenster des Nordquerhauses (Arbeitsheft 2002, S. 160)

stalterische Komplexität des in drei Ebenen gestaffelten Formenrepertoires der Salemer Couronnements (Abb. 3) erst wahrnehmbar. Dieses subtile Wechselspiel, sonst nur bei eingehender Betrachtung am Bau selbst wahrnehmbar, erschließt sich nun auch in der graphischen Darstellung.

Harald Drös von der Forschungsstelle »Deutsche Inschriften« der Heidelberger Akademie der Wissenschaften referierte über die Datierung und Interpretation der Inschriften auf sechs der mittelalterlichen Ziegel. Im Mittelpunkt stand die fast sensationelle Entdeckung, daß einige der Ziegel anhand ihrer Inschriften in die Zeit kurz vor und nach 1200 zu datieren sind und somit bereits vom Vorgängerbau stammen müssen (Abb. 4). Offensichtlich wurde die zu Beginn des 14. Jh.s vorgenommene Eindeckung der gotischen

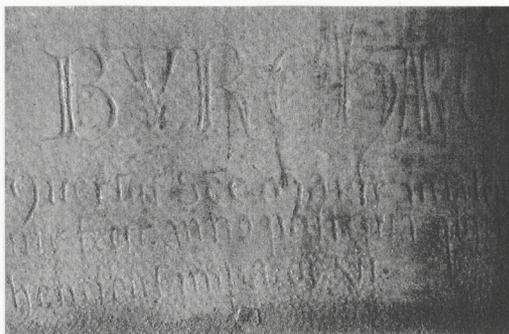


Abb. 4 Ziegel Nr. 150 vom Hochchor des Salemer Münsters. Die Aufschrift lautet: Burchard(us) conversus s(an)c(t)e Marie in Salem me fecit anno postqua(m) obiit Henricus imp(erator) Henricus VI. starb am 28.8.1197 (Arbeitsheft 2002, S. 262)

Kirche von vornherein so konzipiert, daß älteres Ziegelmaterial wiederverwendet werden konnte.

Wer sich hingegen von der Analyse des Ziegelmaterials hinsichtlich seiner physikalisch-chemischen Beschaffenheit, dargelegt von Sabine Freyburg vom Institut für Baustoffkunde der Bauhaus-Universität Weimar, Aufschlüsse hinsichtlich der Datierung und Zuordnung zu bestimmten Bauphasen erhoffte, sah sich bis auf wenige Ausnahmen (Ziegel der späten Neuzeit und des 19./20. Jh.s) enttäuscht. Weder eine Beurteilung der Ziegel nach Glasur- oder Brennfarbe, noch nach ihrem Gewicht erwies sich als zur Datierung hilfreich. Offensichtlich, so Freyburg, verfügten die Klosterziegeleien über eine während langer Zeit ungebrochene Tradition des Wissens bezüglich der Materialgewinnung und der Herstellungstechniken. Somit bleiben die Formgebung der Ziegel, eventuelle Inschriften und die dendrochronologische Datierung des Dachwerks die wesentlichen für die Datierung relevanten Faktoren.

Den reizvollen Abschluß des Kolloquiums bildete das Referat Kurt Kramers von der Glockeninspektion des Erzbischöflichen Bauamtes Freiburg. Das Kloster Salem verfügte

über eines der schönsten barocken Geläute Europas, das mit sechzehn Glocken wohl auch das größte seiner Zeit war. Nur sechs davon sind, mit Reliefs von J. A. Feuchtmayer verziert, in Salem verblieben. Kramer gelang nicht nur das Wiederauffinden dreier bisher als verschollen geltender Glocken in den Türmen anderer Kirchen, sondern auch die virtuelle Rekonstruktion des gesamten Geläuts. Die der Publikation beigelegte CD vermittelt diese barocke akustische Prachtentfaltung und rundet den naturgemäß denkmalpflegerisch-dokumentarisch orientierten Band künstlerisch ab.

Als beispielhaft hervorzuheben sind die Offenheit und Ausführlichkeit, mit der die Verant-

wortlichen den Kolloquiumsteilnehmern Rede und Antwort gestanden haben, und die in ihrer Art Maßstäbe setzende Publikation. Mit viel Liebe zum Detail und auch Mut zur Selbstkritik macht sie dem Leser die vielen Schwierigkeiten, die oftmals neuartigen Lösungswege und nicht zuletzt die komplexen Abläufe des gesamten Restaurierungsprozesses von der Schadens- und Befunddokumentation bis hin zu den Erhaltungsmaßnahmen anschaulich und verständlich. Den Beteiligten ist zum Resultat, aber auch zur wissenschaftlichen Dokumentation zu gratulieren.

Marc Carel Schurr

ELISABETH HASSMANN

Meister Michael. Baumeister der Herzöge von Österreich

Wien/Köln/Weimar, Böhlau Verlag 2002. 568 S., 161 Schwarzweiß-Abb. inkl. Pläne

»Meister Michael von Wiener Neustadt« hat endlich eine Monographie erhalten (vier Kapitel, Anhang mit Quellen- und Literaturverzeichnis, Register und Bildteil). Nur selten wird ein Thema mit solcher Präzision und historischer Akribie bearbeitet. Die Publikation beleuchtet viele Gesichtspunkte zum Werk Michaels und bildet eine solide Basis für die Architekturforschung um 1400. Gleichzeitig markiert sie eine Zäsur in der kunsthistorischen Forschung. Nähere Aufmerksamkeit über ihre Beobachtungen hinaus verdient aber noch die künstlerischen Beziehungen Wien – Prag, worauf ich im folgenden eingehen möchte.

Einführend legt Elisabeth Hassmann in einem Forschungsüberblick (S. 29-74) die Problematik offen, die sich aus der Beschäftigung mit dem Œuvre des Baumeisters ergibt. Michael, der um 1350 geboren wurde und wahrscheinlich im Jahre 1404 verstorben war (S. 83), ist eine »typische Kunstpersönlichkeit«. Alle möglichen Bauten und Namen sind ihm mit der Zeit fälschlich zugewiesen worden. Eine

These von Franz Tschischka (1847), die Joseph Feil (1854) und Karl Weiss (1856) weitergesponnen haben, identifizierte ihn fast ein Jahrhundert lang mit Michael Weinwurm. Nach einer Hypothese von Franz Staub (1934) müßte er jedoch den Beinamen »Knab« tragen. Bruno Grimschitz (1936) bezeichnete ihn erstmals als herzoglichen Baumeister Michael. Einen Durchbruch in der Forschung bedeutete die Studie von Richard Perger (1970). Perger setzte sich kritisch mit den Quellen auseinander, schlug vor, Michael als »*Meister Michel von Wiener Neustadt*« zu bezeichnen, und zeigte, daß erst Michaels Sohn den Namen ‚Knab‘ trug, den er jedoch nicht von seinem Vater übernommen hatte, sondern von der Mutter, der Tochter eines Hans Knab. In ihre Familie also hat Michael als Person ohne Zunamen eingehiratet. Dies ruft weitere Fragen bezüglich seiner Herkunft wach: War er ein Einheimischer, oder stammt er z. B. aus der weitverzweigten Familie der Parler? Das zweite Kapitel (S. 75-113) sichtet kritisch die Schriftquellen, Wappen, Siegel und Bildnisse,